

«Das Ich ist immer auch ein Anderer»

Matthias «This» Brunner hat das moderne Kino in die Schweiz gebracht. An der Seite seiner Lebensliebe, des genialen Kunsthändlers Thomas Ammann, bewegte er sich unter Künstlern, Prinzen und Hollywoodstars. In seinen wunderbar gestalteten Memoiren blickt er auf ein glamouröses Leben zurück, in dem auch der Tod brutale Spuren hinterliess.

Roger Köppel

Leise rieselt der Schnee. Das Interview findet im Oberengadin statt, in einer zum Kunstwerk gestalteten Patrizierwohnung. Hier hat es sich Matthias «This» Brunner nicht nur gemütlich, sondern auch kunstvoll eingerichtet. An den Wänden erkennt der Laie echte Warhols, moderne Kunst, aber auch Filmszenen, die grossen Passionen seines Lebens. Brunner, wie Eric Clapton und Roger Schawinski Jahrgang 1945, ist ein Pionier des modernen Schweizer Kinos. Ungezählten Zuschauern und auch Filmkritikern hat er mit seinen legendären Direktverbindungen nach Hollywood im Wortsinn die Augen geöffnet.

Wir unterhalten uns über seine Memoiren, die eben erschienen sind in einer glamourösen Edition des Verlegers und Bühnenkünstlers Patrick Frey, «Magnificent Passions Saved My Life». Darin erzählt This Brunner von seinen Erfahrungen, «grösser als das Leben», titelte die *Sonntagszeitung*, und das ist keine Übertreibung. Brunner legt eine Art visuelles Tagebuch vor, in dem er sich erinnert an all die Begegnungen und Abendessen, an Jachtfahrten und Diners mit Königinnen und Hollywoodstars, mit Künstlern wie Andy Warhol und Politikern.

Das Buch ist auch die Chronik einer vergangenen Zeit, die Brunner in allen Höhen und Tiefen auskostete, auch durchlitt an der Seite seines langjährigen Lebenspartners Thomas Ammann, der im Nu aufstieg zu einem der weltweit bedeutendsten Händler moderner Kunst und mit nur 43 Jahren wie viele andere an den Folgen von Aids starb.

Weltwoche: This Brunner, in Ihrer Biografie beschreiben Sie den Zauber einer glamourösen, untergegangenen Epoche der sechziger, siebziger und achtziger Jahre in der Welt der Kunst und des Kinos. Was unterscheiden diese Jahre der Unbeschwertheit von heute, dieser bleiernen Ära der Kriege, Krisen und Konflikte?

This Brunner: Es hatte einen Zauber, allerdings schlug in den achtziger Jahren Aids fürchterlich zu. Da hatten wir weder Zeit noch Lust, an Glamour zu denken. Es war vor

allem für die Schwulen eine viel härtere Zeit als Corona. Beiden Pandemien fielen bis jetzt rund vierzig Millionen Menschen zum Opfer. Das vergisst man zu leicht. Zuvor allerdings, da haben Sie recht, durchlebten wir glamouröse Momente der Kunst und des Films. Es war für mich persönlich eine Erkundungsreise in soziale Milieus und Szenen, von denen ich unendlich profitiert und viel gelernt habe.

Weltwoche: Sie sind, Herr Brunner, ein Pionier des Schweizer Films, auch ein Entwicklungshelfer, könnte man sagen, der

partners, des berühmten und erfolgreichen Kunsthändlers Thomas Ammann. Erzählen Sie, wie ist es zu alledem gekommen?

Brunner: Thomas und ich waren die perfekte Symbiose, es ergab sich eine Art kultureller Urknall für uns beide. Ich hatte Thomas schon in den frühen siebziger Jahren kennengelernt. Damals wusste ich noch gar nicht, ob ich schwul war oder nicht, hatte immer noch eine sehr glückliche langjährige Beziehung

«Wissen Sie, was das Geheimnis von Thomas war? Seine Bescheidenheit. Das ganze Geklimper liess ihn kalt.»

mit einer wunderschönen Frau. An Thomas zog mich seine enorme Faszination für die Kunst an. Er wiederum war auch an Filmen interessiert. Wir beide suchten wohl auch das richtige Leben in der Kunst, in den Kinos, das war eine Zauberwelt, ein Fluchtweg auch aus dem damals noch sehr grauen, zwinglianisch-unterkühlten Zürich, wo ich in gutbürgerlichen, klassisch dysfunktionalen familiären Verhältnissen aufgewachsen war, typisch für die damalige Zeit. Da wollte ich raus. Kunst und Kino faszinierten, da lag die Substanz, nach der wir lechzten, um gemeinsam zu neuen Ufern auf- und auszubrechen.

Weltwoche: Politik, Kunst, die revolutionäre Musik, Rock, Drogen, die 68er Bewegung: Revolutionäre Funken schlugen, es lag eine Verheissung, ein Versprechen in der Luft.

Brunner: Das nahm uns voll in Beschlag. Ich bin ein klassischer Achtundsechziger. Mein Vater sass im Verwaltungsrat der Emser Werke, im Schloss Rhäzüns ging ich ein und aus, allerdings bevor der Name Blocher politischen Zunder ins Bündnerland brachte. Ich besuchte die Handelsmittelschule, zusammen übrigens mit Roger Schawinski und Jürg Marquard. Meine Eltern, meine Grosseltern waren sehr an Kunst und Kultur interessiert. Ich erinnere mich an frühe Segantini-Ausstellungen, Hodler, Giacometti. Doch die Welt des Kalten Kriegs war mir zu eng. Ich beehrte auf, rebellierte,



«In bürgerlichen Kreisen hatte es etwas Verruchtes»: Sirk-Retrospective, 1974.

kinematografischen Urbarmachung unserer Leinwände durch interessante, anspruchsvolle internationale Filme. Sie haben berühmte Regisseure und Filmemacher in die Schweiz gebracht. Sie waren einer der grossen Kulturbotschafter in unserem Land mit einem Netz wirklich weltumspannender Beziehungen, zwanzig Jahre an der Seite Ihres Lebens-



«Es lag ein Versprechen in der Luft»: Matthias Brunner mit Hund Louffy, im Hintergrund Elaine Sturtevents «Warhol Diptych».

suchte geradezu die Verstörung und Provokation, die damals die moderne Kunst offerierte. Politisch machte ich mit bei den Protesten gegen den fürchterlichen Krieg der Amerikaner in Vietnam. Man macht sich heute gerne und allzu billig über die 68er Generation lustig. Für mich war das damals ein Befreiungsschlag gegen eine muffig-miefige, auch verlogene Welt pseudo-intakter Familien. Auch eine wichtige Reaktion auf das hohle Getue, das immer noch autoritäre Gehabe und das gesellschaftlich repressive Frost-Klima der damaligen Schweiz. Mein Bruder, der später Professor wurde, lief zum Maoismus über, extrem links, was meine Eltern ärgerte. Aus Protest spielte er sogar Handorgel, nur um gegen den elitären Musikgeschmack der Mutter aufzubegehren. Der Geist der Revolte ging auf allen Stufen um.

Weltwoche: Und das Kino war das damals noch Fremde, Ungewohnte.

Brunner: In bürgerlichen Kreisen hatte es etwas Verruchtetes. Das Kino stand weit unten in der Kulturhierarchie. Das waren noch keine Konsumtempel, keine Berieselungsfabriken, allein in der Liebe zum Kino lag eine Provo-

kation, eine Welt ausserhalb der Konvention. Für mich war es eine Flucht. Meine Kindheit war schwierig, meine Eltern hatten Streit, unschöne Szenen, ich schreibe darüber in meiner Biografie. Im Kino erkundete ich mich selbst, suchte ich Antworten auf alle Lebensfragen.

Weltwoche: Was hat Sie da geprägt? Western, John Wayne? Das amerikanische Heldenkino?

Brunner: Ganz im Gegenteil. Mich riss die neue Welle des französischen Films mit, François Truffaut allen voran, dann auch Jean-Luc Godard, um nur zwei Namen zu nennen. Der

«Man macht sich heute gerne und allzu billig über die 68er Generation lustig.»

Bruch mit allen Erzähltraditionen, die neuen Formen begeisterten mich. Damit verbunden waren ja oft auch gebrochene Charaktere, in denen ich mich wiedererkannte. Die Westernheldenfiguren waren eher Sehnsüchte als Abbilder. Der französische Film war inspiriert vom italienischen Neorealismus, dann gaben die Franzosen den Italienern Impulse, Pier Paolo

Pasolini, einer der zärtlichsten, brachialsten, genialsten Filmmacher, war für mich ein Fixpunkt. Ich entdeckte den südamerikanischen Film, Osteuropa, Kontinente erschlossen sich mir, dem damals erst Fünfzehnjährigen!

Weltwoche: Es war die Hochzeit des politischen Films. Viel von dem kann man heute allerdings nicht mehr anschauen.

Brunner: Auch ich hatte irgendwann eine Überdosis Politik und begann, Kontrapunkte zu setzen, das Glamouröse nach vorne zu bringen. Zu Beginn der siebziger Jahre beauftragte mich Walter Schoch, sein Restaurant «Commercio» mit einer Leinwand auszustatten und das Programm zu gestalten. Wir funktionierten den Billardsaal in ein kleines Kino um. Weil das gegen die damaligen Gesetze versties, boykottierten uns die Verleiher. So wendete ich mich direkt an die Cinémathèque suisse. Die hatten gerade neue Kopien in Cinemascope und Technicolor von alten Marilyn-Monroe-Filmen. Damit ging es los. Ausserdem hatte ich bereits begonnen, mich für den neuen Schweizer Film zu engagieren, Alain Tanner, Fredi Murer, Markus Imhoof, Yves Yersin, Alexander J. Seiler und viele andere. Tanner

zum Beispiel war bei uns verkannt. Seine Filme liefen in Genf überhaupt nicht. Erst als die Franzosen über das «miracle suisse» jubelten, kam auch in der Schweiz der Erfolg. Es macht mir heute noch Freude, viele Erstlinge dieser Regiepioniere in die Kinos gebracht zu haben.

Weltwoche: Wie verdienen Sie eigentlich Ihr Geld?

Brunner: Anfänglich sicher nicht mit den Filmen. Ich war in der Werbung. Ich hatte den besten Lehrmeister, Max Wiener, bei dem übrigens auch Roger Schawinski, mein alter Schulkollege, die Lehrbank drückte. Die Filme waren Hobby, Leidenschaft, eine Obsession. Sie müssen wissen: Ich empfinde mich als faulen Kerl, war nach meiner Einschätzung kein harter Chrapfner. Das hatte alles etwas Spielerisches, schien einem zuzufiegen, ohne den geringsten Ehrgeiz. Man hangelte sich vom einen zum nächsten, war Teil einer faszinierenden Welt, in der man laufend neuen Menschen begegnete, die einem Welten eröffneten.

Weltwoche: Eine dieser Begegnungen war Thomas Ammann, die Liebe Ihres Lebens, wie Sie in Ihrem Buch schreiben. Thomas Ammann ist zu seiner eigenen Legende geworden, unglücklicher Banklehrling aus dem Thurgau, Einstieg in den Kunsthandel bei Bruno Bischofberger, dann senkrechter Aufstieg, eine Rakete, eigene Firma, Freund von Andy Warhol und der Fiat-Agnellis. Ihm gelang alles, auch dank der Hilfe des Schriftstellers Bob Colacello. Das öffnete ihm alle Türen, bis ins Weisse Haus bei Ronald Reagan; er war Stammgast in Hollywood, bald Villenbesitzer am Zürichberg, tragischer Aidstod 1993 mit erst 43 Jahren – was für ein Leben, was für ein Stoff und mittendrin Sie, This Brunner.

Brunner: Wissen Sie, was das Geheimnis von Thomas war? Seine Bescheidenheit. Das ganze Geklimper berührte ihn nicht. Er war

kein Groupie, das die Stars anhimmelte, sondern ein Schaffer, ein leidenschaftlicher Kunstliebhaber. Er laberte seine Kunden nicht voll, sondern liess sie die Bilder selber aufnehmen. Er hatte das absolute Musikgehör für zeitgenössische Kunst, sah selber wie ein Kunstwerk aus, vollendeter Geschmack, Understatement. Sein Glück war die Freundschaft mit Andy Warhol und dessen engsten Mitarbeitern Fred Hughes und Bob Colacello. So bekam er

*«Majesty, vögeln Sie immer noch?»
– «Nein, meine Liebe, damit habe ich schon lange aufgehört.»*

Zugang zur Top-Etage Hollywoods. Aber man kann da auch sehr schnell wieder rausfliegen, wenn man nicht selber top ist. Thomas verband Leidenschaft und Diskretion, höchste Intensität und Zurückhaltung. Er sah sich als Vermittler, man konnte sich auf sein Wort verlassen. Erfolg ist auch eine Charakterfrage.

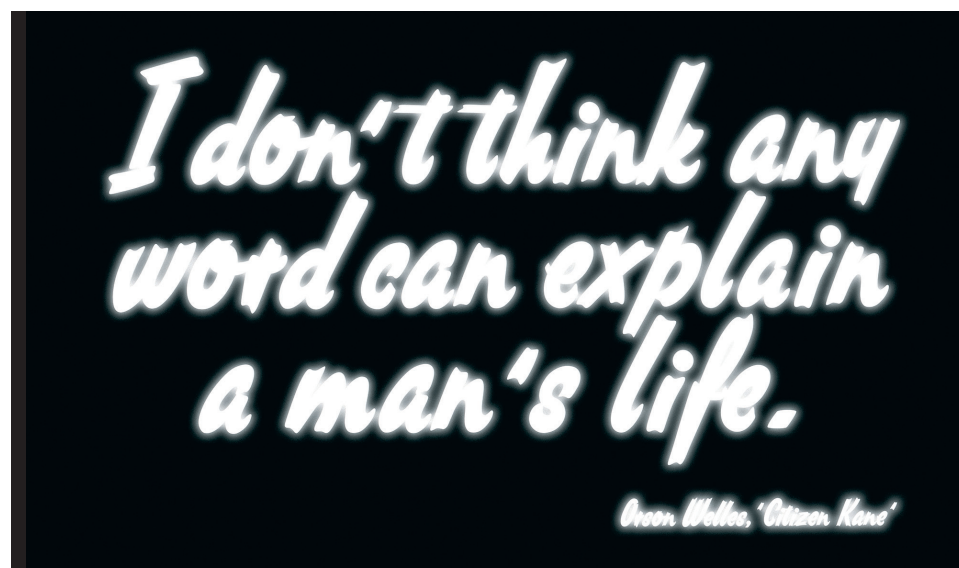
Weltwoche: Und wie war das bei Ihnen, keine Schwindelgefühle in diesen gesellschaftlichen Umlaufbahnen? Sie erzählen in Ihrem Buch von wunderschönen Reisen und Ferien in Cannes, Capri, New York, Los Angeles, den Hamptons, Mustique, London, ein Leben auf der Überholspur, unter den Schönen und Reichen, unter Prinzessinnen und Aristokraten, Hollywood-Diven und Unternehmern, die ihre Paläste mit Kunstschätzen ausstaffierten.

Brunner: Ich habe mir nie eingebildet, ich sei Teil dieser Welt. Ich sah mich immer als Zaungast. Gegenüber Thomas redete ich von «social studies». Aber kein Missverständnis: Diese Welt war – und ist es noch – von interessanten und auch witzigen Menschen bevölkert. Um die Protzer und Bluffer machten wir einen grossen Bogen. Natürlich standen diese Freunde

und Bekannten allermeistens ausserhalb meiner finanziellen Reichweite, aber trotzdem wurde man herzlich aufgenommen, wenn man ehrlich blieb, authentisch, nichts vorspielte. Ich habe immer versucht, es so normal zu nehmen, wie es nur geht. Fredi Murer sprach einmal vom «letzten Kapitel des Kapitalismus». So fühlte es sich an für mich. Manchmal hatte ich den Eindruck, Zeuge einer untergehenden Welt zu sein. Wie in einem Film von Visconti.

Weltwoche: Sie haben Andy Warhol erlebt, diesen Überkünstler der Moderne. Was machte ihn aus?

Brunner: Ich kann mich gut an die gemeinsamen Abendessen bei Thomas oder in meiner Zürcher Wohnung erinnern. Warhol stellte die Kunstwelt komplett auf den Kopf, indem er Alltagsgegenstände zu Kunstwerken erklärte, seine Suppenbüchsen zum Beispiel. Das hat mein Sehen völlig verändert. Auf einmal ging man mit dem gleichen Gefühl in die Migros oder in einen amerikanischen Supermarkt, wie man früher Museen besucht hatte. Dabei blieb Andy, ein Exzentriker, immer unpräzise und gut drauf. Er machte die tollsten Interviews für seine Zeitschrift «Interview». Es gab ein Gespräch zwischen ihm und Liza Minnelli. Er begann mit der Begeisterung über ihre Stiefel, man plauderte über den Vorabend und landete schliesslich bei den letzten Lebensfragen, Leichtigkeit, aber mit Tiefe und Herz. Er konnte auch sehr ironisch sein. In seiner Gesellschaft verloren die zugeknöpften Damen ihre Hemmungen. Ich kann mich an ein Adventsabendessen erinnern in einem Chalet, allerdings ohne Andy, aber das hätte ihm gefallen. Da rief plötzlich eine ältere Dame, eine der reichsten Englands, durch den Saal der ebenfalls anwesenden Königin von Savoyen zu: «Majesty, vögeln Sie immer noch?» Darauf die Königin, als ob sie über das Velofahren



«Wir waren die perfekte Symbiose»:
Lebenspartner Thomas Ammann (l.), Künstler Warhol.

Weltwoche: Und plötzlich schlug Aids ein.

Brunner: Es war schlimm. Man kann sich das gar nicht mehr vorstellen. So viele Schwule starben. Wir waren noch bei Rudolf Nurejew, auf seiner Insel vor Neapel. Er war übersät mit Geschwüren, vom Tod bereits gezeichnet. Oder Egon von Fürstenberg, ein Bild von einem Mann, so stark, auch er starb, nein, präziser: Wie viele andere ging auch er elendiglich an Aids zugrunde. Die Schlagzeilen wurden von diesem Thema beherrscht: Rock Hudson, Freddie Mercury erkrankten und starben. Es gab eine starke Stigmatisierung der Schwulen. Dagegen kämpften wir an. Als Thomas mit einem positiven Befund nach Hause kam, brach eine Welt für uns zusammen.

Weltwoche: Sie erzählen in Ihrem Buch, wie Sie versucht haben, ihn vor diesen niederschmetternden Schlagzeilen abzuschirmen.

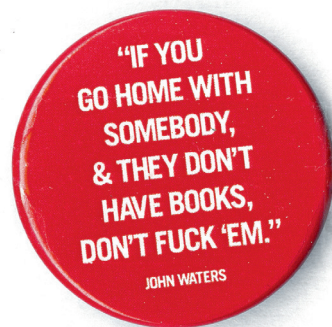
Brunner: Wir hatten das so abgemacht. Ich war sein Vorkoster. Ich hielt die schlechten Nachrichten von ihm fern, berichtete ihm nur, was Hoffnung machte, neue Behandlungsmethoden, Therapien, alles, was nur irgendwie helfen konnte. Selber passte ich höllisch auf. «Safer Sex» lautete immer meine Devise. Heute setzen viele auf präventive Medikamente. Dem traue ich weniger, obwohl ich sonst ein strikter Verfechter von Impfungen bin.

Weltwoche: Wurden Sie Opfer schwulenfeindlicher Angriffe?

Brunner: Nein. Zum Glück nicht. Ich habe das nie erlebt, nicht ein einziges Mal. Leider gibt es dies noch allzu oft, in allen Kulturen.

Weltwoche: Verzeihen Sie die indiskrete Frage: Sie waren lange heterosexuell. Gibt es eigentlich einen Unterschied zwischen Sex mit Frauen und Sex mit Männern?

Brunner: Gute Frage. Sex ist Sex. Wobei man heute ja nicht mehr «Frau» sagen sollte. Feministinnen an US-Unis fordern bereits den Aus-



druck «Personen mit Vagina». Das ist jenseits von Gut und Böse. Für mich sind Frauen weiss Gott viel mehr als Vagina-Trägerinnen: Menschen, mit denen ich noch heute oft ehrlicher und offener reden kann als mit Männern. Das Sexuelle habe ich mit beiden Geschlechtern als äusserst erfüllend erlebt, auch wenn ich ein paar Jahre brauchte, um herauszufinden, dass mich Männer stärker anziehen.

Weltwoche: Was ist gute Kunst?

Brunner: Ich möchte das anhand eines Kunstwerks von John Waters erläutern. Es trägt die Aufschrift: «Contemporary art hates you! And your family, too!»

Weltwoche: Wie bitte?

Brunner: Gute zeitgenössische Kunst ist für mich meist eine Provokation, eine Verneinung dessen, woran wir uns gewöhnt haben. Sie gibt uns einen Stoss vor den Kopf, reisst uns heraus aus dem Vertrauten. Zeitgenössische Kunst ist anstössig, oder sie ist nicht zeitgenössisch.

Weltwoche: Und was hat das mit der Familie zu tun?

Brunner: Jeder, der ein zeitgenössisches Kunstwerk nach Hause bringt, erlebt es: Die Familie ist entsetzt. Sie verwerfen die Hände, «Geldverschwendung», «Was hast du denn da mitgebracht?», «Wie konntest du diesen Scharlatanen nur auf den Leim kriechen?».

Weltwoche: Guter Geschmack?

Brunner: Dass man es eben nicht so macht, wie es in den Katalogen oder in der Werbung empfohlen wird! Guten Geschmack hat, wer etwas Persönliches, Schönes hinkriegt, was man in dieser Kombination noch nie gesehen hat.

Weltwoche: Kunst und Political Correctness: Geht das zusammen?

Brunner: Nein. Kunst, die erziehen will, packt mich weniger, allerdings gibt es Ausnahmen, Barbara Kruger, Jenny Holzer oder etwa Robert Gober. Auch die Vereinnahmung des Kinos durch Quotendenken und #MeToo ist für mich eine gefährliche Rutschbahn. Verstehen Sie mich recht: Ich habe mich politisch immer für Emanzipation und Nichtdiskriminierung eingesetzt, ich finde es fürchterlich, wie Männer einst und heute wie selbstverständlich Frauen ausbeuten und schädigen. Doch das, was die Politik daraus macht, vor allem die der Jungsozialisten, da schüttle ich oft den Kopf. In der Schweiz nenne ich dies die Jusofizierung der sozialdemokratischen Politik. Das kritisiere ich – als eher Linker, der ich nach wie vor bin.

Weltwoche: Jüngstes Beispiel?

Brunner: Mir tut Daniel Jositsch aufrichtig leid, ein blitzgescheiter Politiker der Linken. Ich weiss, ihr bei der *Weltwoche* schätzt ihn weniger, ich aber umso mehr. Die beiden Frauen-Kandidaturen waren ja okay, aber Jositsch hätte das Zeug zum wirklich herausragenden Bundesrat gehabt. Da hat es die SVP, mit der ich nicht viel am Hut habe, besser gemacht. Neben Albert Rösti war Hans-Ueli Vogt ein brillanter Kandidat; nicht weil er schwul ist, sondern wie Jositsch blitzgescheit. Die Linke geht noch kaputt am Quotendenken.

Weltwoche: #MeToo schlägt auch auf die Schwulen durch. Einen jahrelangen Spiessrutenlauf erlebt gerade der Oscar-Preisträger Kevin Spacey.



«Am meisten gelernt habe ich von Menschen»: mit Regisseurin Bigelow, 1983; Elisabeth, 1973.





«Jetzt freue ich mich auf meine Freunde»: Impresario Brunner zu Hause, umgeben von seiner Kunst.

Brunner: Ich verstehe dies nicht! Das ist doch lächerlich, was ihm vorgeworfen wird. Er soll vor über dreissig Jahren einem damals Sechzehn- oder Siebzehnjährigen einen Klaps auf den Hintern gegeben haben? Ich bitte Sie. Für mich und viele meiner *gay* Freunde wäre es eine Ehre gewesen, von Kevin Spacey verführt zu werden. Wir reden hier ja nicht von Übergriffen auf Kinder. Junge Männer können sich auch besser wehren als junge Frauen, deshalb sollte man das nicht alles in den gleichen Topf werfen.

Weltwoche: Sie haben im Kino das Leben gesucht, aber ist es nicht Ablenkung vom Leben?

Brunner: Das kann es sein. Aber dank dem Kino sehe ich in andere Menschen hinein, besser als in jeder anderen Kunstform. Flaubert nannte es «Education sentimentale», Erziehung des Herzens. Im Blick auf andere lerne ich fast alles über mich. Ich werde mit anderen Entwürfen der Existenz konfrontiert. Das Ich ist immer auch ein Anderer. Könnte es zumindest sein. Jeder Mensch hat so viele Gesichter.

Weltwoche: Hüte dich davor, dich für das Mass aller Dinge zu halten.

Brunner: Wunderbar. Im Kino ziehe ich mir die Brille eines anderen Menschen an, um die Welt aus seiner Sicht zu sehen. Mein Ich ist kein Gefängnis, sondern eine Möglichkeit.

Weltwoche: Was ist Ihr Bild der Schweiz?

Brunner: «S Schwiizerländli isch no chlii, aber schöner chönds nöd sii.» Das war die Tonspur meiner Kindheit. Die Schweiz gefällt mir trotzdem immer noch sehr, ich liebe die Berge,

aber ich habe mir nie eingebildet, wir Schweizer seien etwas Besseres.

Weltwoche: Leiden Sie wie viele Ihrer Generation am «Unbehagen im Kleinstaat»?

Brunner: Das könnte von Max Frisch sein. Ich kenne das. Ganz stark darunter litt Daniel Schmid, der Filmemacher. Er sehnte sich nach China, aber kaum war er in Schanghai, zog es ihn wieder nach Flims. Da fehlten ihm die Schwei-

«Die Vereinnahmung des Kinos durch Quotendenken und #MeToo ist eine gefährliche Rutschbahn.»

zer Berge. Ich bin anders. Ferne Länder habe ich gerne besucht, aber ich brauche für mein Glück nicht alle Kontinente abzuklappern.

Weltwoche: Was haben Sie vom Leben gelernt?

Brunner: Trotz all den Schicksalsschlägen: Am Ende des Tages muss man dankbar sein. Das Leben ist so reich an Erfahrungen, ein riesiges Geschenk.

Weltwoche: Und ein rätselhaftes.

Brunner: Ein gutes Wort. Wir können nichts dafür. Es ist reiner Zufall, und auch wenn man weniger Glück hat als ich, muss man dankbar sein. Meine Grossmutter gab mir auf den Weg mit Zwingli: «Tut um Gottes Willen etwas Tapferes.»

Weltwoche: Vergänglichkeit, körperlicher Zerfall?

Brunner: Unter Schwulen gibt es viele, die wie Frauen darunter leiden. Mir ist der äussere Zer-

fall ziemlich egal. Einer meiner liebsten Freunde ist Dr. Enrique Steiger, erste Adresse der plastischen Chirurgie von Hollywood bis Dubai. Ich wäre also an der Quelle. Aber Runzeln gehören zum Leben. Es lebt sich gut mit ihnen. Was meine Freundschaft mit Enrique und seiner Frau Claudia nicht im mindesten beeinträchtigt.

Weltwoche: Mit welchen Gefühlen blicken Sie in die Zukunft?

Brunner: Hoffentlich bleibe ich noch so lange gesund wie möglich.

Weltwoche: Worauf freuen Sie sich?

Brunner: Nach drei Jahren Corona und meinem Buch war ich einsam, lebte wie ein Mönch. Jetzt freue ich mich auf meine Freunde.

Weltwoche: Woraus lernt man mehr über das Leben: aus Büchern, Filmen, Kunstwerken?

Brunner: Diese Frage habe ich mir nach Beendigung meines Buchs auch gestellt. Film, Literatur und Kunst – das sind meine Passionen, aber am meisten gelernt habe ich von Menschen.

Weltwoche: Ihr Leben ist die Geschichte eines jungen Mannes, der einst auszog, um in den Filmen und in der Kunst das wahre Leben zu finden, und schliesslich bei der Erkenntnis landet, dass das Leben eben doch das einzig Wahre ist.

Brunner: So kann man das auch sehr schön zusammenfassen.

Weltwoche: Herr Brunner, ich danke Ihnen für das Gespräch.

Brunner: *The pleasure is all mine!*

Matthias Brunner: Magnificent Obsessions Saved My Life. Edition Patrick Frey, 300 S., Fr. 85,90